Mütterlichkeit

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 51

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-647358

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Weihnacht. Nach einem Gemälde von Walter Firle.

warum nicht? Wahrhaftig, Weihnachtszeit, nicht zugeschüttet war das in der menschlichen Seele. Er wollte vor der Vorstellung den Leuten noch ein paar Worte sagen. Vielleicht konnte doch aus dem kleinen Theater so etwas wie eine kleine Kirche werden. Einmal im Jahr wenigstens.

Beim Regiezimmer kam ihm der Inspizient aufgeregt entgegen. „Die Buchhold hat sich krank gemeldet. Die Markwitz sitzt bereits über der Rolle. Sie schimpft, aber sie lernt." — „Warum nicht gar", schrie der Regisseur. „Krank melden, das gibt's nicht, heute nicht. Sie kommt ja erst in der dritten Szene dran. Wir haben noch Zeit." Der Regisseur fuhr zur Buchhold. „Das Fräulein liegt im Bett", sagte die Wirtin, „hat Fieber." Der Regisseur knurrte etwas und klopfte an die Türe. Das „Herein" klang schwach und leise. „Was für Geschichten, Fräulein Buchhold, wirklich und wahrhaftig krank?" Sie schaute ihn mit fiebernden Augen an und schwieg. Hm, etwas Rührendes hat sie schon, dachte der Regisseur. Gerade die Maria, die ich brauche.

Er setzte sich aufs Bett und faßte ihre Hand. „Liebes Fräulein Buchhold, Sie dürfen uns nicht im Stiche lassen. Die Rolle ist ja gar nicht anstrengend. Sie können sich ja nachher wieder pflegen, können im Wagen nach Hause fahren. Wir werden alle Sorge zu Ihnen tragen. Aber tun Sie mir das nicht an. Die Markwitz macht mich verrückt." Sie schüttelte den Kopf. „Erstens bin ich krank. Das sehen Sie wohl. Und zweitens, das ist das Schlimmste, ist es eine Schande, daß ich die Maria spiele." Der Regisseur schaute sie verwundert an. „Eine Schande?" — „Ja", sie betonte jedes Wort, „es ist eine Schande, daß ich die Maria spiele. Haben Sie noch nicht gemerkt, was die andern sich so zuflüstern und zutuscheln, wenn ich probe?" Doch... er hatte schon etwas gemerkt, zugegeben, aber was war da zu machen? Nicht dran denken. „Tun Sie, als ob die lieben Kolleginnen nicht da wären." — „Nicht die Kolleginnen sind das Schlimmste, sondern ich selber", sagte sie mit selbstquälerischem Eigensinn. (Schluß folgt.)

Mütterlichkeit.

Nun ist es wieder in vollem Gange das liebevolle Schaffen so vieler Frauen für die Mitwelt! Oeffentlich und im Verborgenen wird gesammelt, gewerkt und beschert, damit in der seligen Weihnachtszeit keines leer ausgehe. — Welches mag die Kraft sein, die zu solchem Tun treibt? Doch wohl die Mütterlichkeit, die nicht innehält bei dem Umsorgen eigener Angehöriger, sondern ihres Wohltuns Kreise weit ausspannt, um möglichst alle zu umfassen, denen Liebe nottut. — Ueber diese Mütterlichkeit stehen

prächtige Worte in einer Predigt von Pfarrer Amsler, (erschienen in der Predigtsammlung „Laßt uns wandeln im Licht des Herrn", aus dem Verlag A. Francke A.-G. Bern), aus der wir mit Erlaubnis des Verfassers einiges abdrucken, indem wir unsern Lesern gleichzeitig die Predigtsammlung wärmstens empfehlen.

Freunde, es gibt eine Macht in der Welt, die von einer geheimnisvollen Größe ist. Sogar wo sie entstellt ist, wo sie in zerstörter, befleckter Hülle lebt, kann sie das Wunder wirken, daß Tag und Nacht genährtes Sehnen zur Ruhe kommt. Ich wundere mich, daß sie nicht mehr besungen worden ist, daß unter all den Millionen Liedern der Liebe, die Dichterzungen gesungen haben, so wenige sind, die von dem Heiligtum der Mutterliebe singen. Es muß eine Scheu vor etwas Unaussprechlichem sein, die die Lippen stumm gemacht hat, sonst hätte sie hinreißenden, großen Ausdruck finden müssen, diese Macht. Denn von den Erdenströmen, die segnend durch unser Leben fluten, ist er der mächtigste, und dem himmlischen Strom der Liebe ist er am nächsten verwandt....

Es ist etwas einzigartiges um den Blick, mit dem eine Mutter auf das Kind herniederschaut, das sie in ihren Armen wiegt. Feierlicher, als wenn der Säemann auf seine Felder blickt, in die die fruchtverheißende Saat gestreut wird, als wenn der Bildhauer den Stein beschaut, in dem sein Geist schon das Werk sieht, das seine Hände meißeln wollen, als wenn der Maler vor die Leinwand tritt, die seiner Seele hellste Bilder aufnehmen soll, viel feierlicher, erwartungsinniger und hoffnungsreicher ist einer Mutter Blick, wenn sie sich auträumt, was ahnungsvoll und unausgesprochen im Kinde ruht, was einst die kleine Kinderstirn für Gedanken bergen, die kleinen Hände für Werke schaffen, das leise pochende Herz für Taten der Menschenliebe sinnen werde und sie über alle diese stillen Saaten betet. Immer wieder bewegt es uns das Herz, wenn wir diesem Blick begegnen, der inmitten aller Hoffnungsmüdigkeit und Trostlosigkeit der Welt und Zeit Hoffnung leuchtet....

Wer kann es in Worte fassen, das unaussprechlich reiche Werk geduldiger Liebe, das das Aufziehen eines Kindes bedeutet, wenn die Mutter des Kindes Blicke leitet, sein Ohr schult, ihm seine Worte formen hilft, wenn sie seine Phantasie mit Inhalt füllt, das Gewissen bestimmt, der Seele heilige Lieder singt und mit ihm betet, wenn sie sein Ohr vor den Stimmen des Bösen bewahrt, die Augen vom Niedrigen, seine Zunge vom Gemeinen und mit schmerzlich erhobenen Händen abwehrt, wenn die Welt gefahrvoll dem jungen Wesen nahen will. Wer kann es aussprechen, was sie alles tut, um auch die Hülle der jungen Seele zu schützen und zu stärken, weil auch das äußere Leben ihres Kindes für sie heilig ist. Es ist grausig, wie die Welt später mit solchem Gut, das Mutterhände so sorgsam gepflegt, umgeht, wie die Machthaber der Erde die jungen Menschen ins Feuer schicken und verstümmeln lassen, als Trümmer zu ihren Müttern heimkehren lassen, wie Gedankenlosigkeit und Lieblosigkeit sie ausnützt, oder wie die Welt diese Menschen sittlich versucht, verfaulen und krank werden läßt im Dienst der Sünde, wie sie mit schlechten Büchern, trüben Bildern, widerlichster Kinoreklame sie an sich zieht und innerlich verdirbt. Ein Schlag ins Gesicht aller Mütterlichkeit....

.... Alle wahre Mutterliebe hat das Verlangen, das Kind durch ihr Aufziehen und Erziehen emporzuziehen, hinauf, auf eine andere Stufe, als auf der sie selbst steht. Sie ist imstande, auch für die schwersten Lebenserfahrungen zu danken, wenn sie damit nur ihrem Kinde helfen und es bewahren kann vor Not und Schmerz. Das prächtige Wort, das einmal Nietzsche gesagt hat, ist ganz dem Geiste wahrer Mütter abgelauscht: „wer Lehrer ist, ist meistens unfähig, etwas Eigenes noch für sein eigenes Wohl zu treiben, er denkt immer an das Wohl seiner Schüler, und jede Erkenntnis freut ihn nur, wenn er sie lehren kann"....

Aber das schönste Diadem der Mütterlichkeit ist ihr unauslöschlicher Glaube an ihr Kind. O ergreifende Stunde, da eine Mutter um das Leben ihres Kindes ringt, das sterben will, und sie allen Todesvoraussagen des Arztes zum Trotze glaubt, glaubt, daß doch das Leben siegt. Aber ergreifender noch ist ihr Glaube an das Kind, das wohl lebt, vielleicht in Gesundheit lebt, aber innerlich sterben will. Ein Vater kann das Band mit seinem gefallenen Kinde zerschneiden, Geschwister können sich ergrimmt zurückziehen. Die Mutter nicht. In ihrer Seele lebt bis an das Ende die Zuversicht, daß einmal noch ein Tag der Kindesheimkehr komme, und wäre es jetzt auch noch so fern...."

Weihnachtslied.

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein milder Schein herniederlacht;
Vom Tannenwalde steigen Düfte
Und hauchen durch die Winterlüfte,
Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich, heimatlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, staunend muß ich stehn;
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn.

Th. Storm.

Huebacher-Ruedelis Wiehnechtsboum.

Es Gschichtli vom Hans Zulliger.

We me hinger i üsem Dörfli gäge d'Aaren ache geit, su chunnt men im Gruenemoos zu Huebachersamelis Hüttli. Es steit uf Grien un isch scho halb im Gstrüpp inne, wo am breiten Ufer na wachset, un aafangs Summer, we albe der Wyßdorn blüeit u d'Hasle so rächt im Loub sy, gugget nume ds rote Ziegeldechli us der Bluescht un us em Grüen use. De macht das Wäseli ganz e heimeligi Gattig.

Im Winter isch de en angerlei. Zwüsche de läären Esche u de Ruete gseht me de d'Schitterigi vom Hüsli, un es tüecht ein, es wöll zämeghejen unger sym schwäre Dach. Im Holz isch der Wurm, hie gränet e Spalt, daß me mit der Hang cha zwüschycherecken u dert het der Sameli ne Chrinne mit Miesch vermacht oder mit eme Ladeschwartli häbchläb vernagelt, daß d'Bysen u der Wätterluft nid z'fasche chönni aagryffe.

Huebachersammeli isch es chlyns, arms Manndli. Ussert em Hüseli het er es steinigs Acherli, es Mätteli für zwo Geiße, im Moos e Pflanzplätz, es gäderigs Froueli un im Gadi obe sibe Putze, eine gäng e halbe Chopf größer as der anger, es isch wie ne Stäge, we si binangere stah.

Der Elter isch e Chingenaar u het se gärn, eis wie ds angere. Gob wie-n-er ou sy Zyt usgfüllt het — er geit ame ne njedere Morgen i d'Stadt zu me ne Meischter ga chüeffere, chunnt erscht am Aabe hei, macht no im Stall oder dussen u fischet no zwüschenyche — es vergeit e ke Tag, daß er nid no nes Rüngli für macht u mit de Purschtli gangglet.

Scho mängs Jahr hätt er ne gar grüseli gärn einischt e Wiehnechtsboum aazündtet. Weder es hets u hets nid möge gä. Eis Mal het er ds Röteli müessen umlah, will